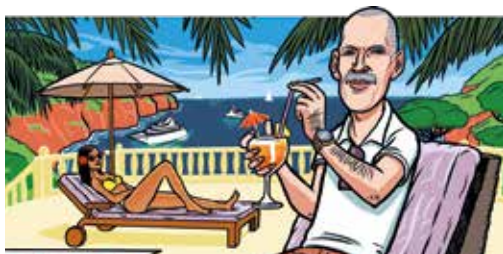


LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Neutralität

Mark van Huissing

Jetzt ist nicht mal mehr der Vatikan neutral, Papst Franziskus stattdessen unterwegs in geheimer Mission, um den Krieg in der Ukraine zu beenden; zuvor hat er Russland als Angreifer verurteilt, lese ich. MvH verbreitet in dieser Spalte in der Regel Selbsterlebtes beziehungsweise betritt Gebiete, auf denen er ein Alleinstellungsmerkmal hat. Heute ist die Ausnahme. Weil es Stoffe gibt, die grösser sind als man selbst (auch wenn das einige Kollegen nicht so sehen). Und weil Nutzer wissen möchten, was ihr Kolumnist zur grossen Kiste du jour beizutragen hat. Den Satz haben Sie schon mal gelesen, richtig, danach folgten meine Erinnerungen an die Credit Suisse. Heute mache ich Leuten Platz, die mehr nachgedacht und tiefer geschürft haben, wenn's um die Neutralität unseres Landes geht.

Die Schweiz hat in keinem bewaffneten Kampf seit 1815 Partei ergriffen. Doch diese Haltung gefällt europäischen Nachbarn und Amerika immer weniger. Die Schweiz verbietet Handelspartnern, Kriegsmaterial weiterzuliefern. Entscheidungsträger in Berlin und anderen Nato-Länder-Hauptstädten finden das nicht in Ordnung. Eine Mehrheit der Schweizer Bevölkerung ebenfalls nicht: 55 Prozent denken, Drittländer sollten in der Schweiz hergestelltes Kriegsmaterial an die Ukraine weitergeben dürfen.

Bloss, nicht das Volk entscheidet darüber, sondern gewählte Politiker. Und sie sind sich uneinig – die SVP ist dagegen, erklärt die Neutralität als unantastbaren Kern des eidgenössischen Selbstverständnisses. Während für die SP, die zweitstärkste politische Kraft, Neutralität verhandelbar ist. (Nicht vergessen: Im Herbst werden National- und Ständerat neu gewählt.)

«Wenn du neutral bist, bist du der Einzige, der auf einer Beerdigung nicht weint», wird Thomas Borer, früherer Schweizer Diplomat, heute Geschäftsmann, in der *Financial Times* wiedergegeben, «du machst dich nicht beliebt.» «Die Wirklichkeit lässt sich nicht neu machen», sagt Philip Roths Everyman, die Romanfigur (kein Schweizer). Doch eine neue Wirklichkeit, was die Neutralität betrifft, liesse sich machen, sagt mir Tim Guldemann, ehemaliger Schweizer Botschafter in Berlin. ««Was wollen wir?», nicht «Was dürfen wir?», das ist die Frage.» Weiter-Export von Kriegsmaterial, Freigabe von Leopard-Panzern, direkte Waffenlieferungen – könnte alles verhandelt werden, sagt der Diplomat, der SP-Nationalrat war. «Es geht nicht um das Völkerrecht, sondern um politische Fragen – und die Antworten sind innenpolitisch brisant.»

Zudem eine Geld-oder-Geist-Geschichte. Roger de Weck, früherer *Zeit*-Chefredaktor und Präsident des Graduate Institute of International and Development Studies in Genf, schreibt mir, dass sich heute weltumspannende Politik und Wirtschaft schwerlich trennen liessen. Weil geopolitische Konflikte auch auf wirtschaftlichem Feld ausgetragen würden. Und deshalb die Neutralität je länger, desto schlechter umsetzbar werde. «Wer aus der Solidarität ausschert, obwohl er mit dem Westen wirtschaftlich verflochten ist, gerät unter Druck.»

Adriel Jost, einst Nationalbank-Mitarbeiter, jetzt Ökonomie-Start-up-Unternehmer, betrachtet es weltanschaulich. «Gesinnungsethische Argumente zählen bei Wählern immer

«Wenn du neutral bist, bist du der Einzige, der auf einer Beerdigung nicht weint.»

mehr als verantwortungsethische», sagt er mir. Das heisst, das Richtige zu tun, egal mit welchen Kosten, schlägt pragmatische Lösungen zur Wahrung der eigenen Interessen. «Inländische Politiker gewichten darum wirtschaftliche Argumente weniger, und ausländische Politiker haben Anreize, der Schweiz wirtschaftlich Schaden beizufügen, auch wenn dies dem eigenen Land schadet.» Mit anderen Worten: Vorne links (Herz) ist mächtiger als hinten rechts (Portemonnaie). Klingt schön, würde die Neutralität aber nicht bloss in Frage stellen, sondern aufheben (womit ich leben könnte, falls das interessiert).

Kompliziert? Oder auch nicht. Die Schweiz soll weitere fünfzig bis hundert Milliarden Franken russische Vermögen einfrieren, findet Scott Miller, der amerikanische Botschafter in Bern und zurzeit beste Schweizer-Feind. Das wäre rechtsstaatlich bedenklich, klar. Vom Neutralitäts-Fallout gar nicht zu reden. Darum ist die Schweizer Haltung klar: Geht nicht, niemals, *no way*. Und falls es dann plötzlich doch geht – hier haben Sie's zuerst gelesen.



UNTEN DURCH

Salz des Lebens

Linus Reichlin

Ich sitze bei schönem Wetter oft auf einer Bank in der Akazienstrasse in Berlin. Hier leben viele junge Leute, also auch junge Frauen. Sie gehen an mir vorbei in ihren weiten, flatternden Hosen. Ich glaube, es sind Yogahosen oder jedenfalls solche, die dem Körper jede Freiheit lassen, nicht wie Jeans. Jeans, um das nebenbei mal zu sagen, sind steife Hosen, und wenn sie eng sind, sind sie ein Gefängnis für Hüften und Beine. Die jungen Frauen wollen sich aber nicht einengen lassen, das machen sie durch die Wahl ihrer Hosen deutlich. Ein bisschen hüftbetont darf die Hose zwar sein – denn man ist ja immerhin im Reproduktionsalter –, aber danach muss viel Luft um die Beine sein. Frisuren haben die jungen Frauen natürlich auch keine. Meine Mutter hat noch zwei Stunden pro Tag an ihrer Frisur gearbeitet, mit einer Armada von Haarsprays. Ihr Frisiertischchen glich einem Operationssaal. Zuoberst lagen in langer Reihe unterschiedliche Kämmе für jede Art der Feinarbeit an Stirn-, Schläfen-, Scheitelhaaren. Darunter lagen Bürsten in allen Variationen. Doch wenn mein Vater von der Arbeit nach Hause kam, hatte er nur noch Augen für

den Fernseher. Und meine Mutter sass perfekt frisiert auf dem Sofa und wartete auf ein romantisches Wunder. Ein solches Schicksal wollen sich die jungen Frauen, die an mir vorbeigehen, ersparen. Sie lassen ihre Haare einfach schnurgerade von A nach B wachsen. B ist meist das Schulterblatt. Dass ich an der Akazienstrasse nie eine junge Frau mit Locken sehe, kann a) daran liegen, dass Umweltgifte zu geradem Haarwuchs geführt haben, oder dass b) Locken eine natürliche Form der Frisur sind. Und Frisuren lehnen die jungen Frauen ja ab. Schon das Wort «Locke» klingt für sie wie «Blondine». Sie wollen ernstgenommen werden und nicht lockiges Haar haben!

Aber das sind nur so meine Vermutungen, wenn die jungen Frauen an mir vorbeiziehen. Oft sind sie zu zweit, und dann höre ich im kurzen Moment ihres Vorbeigehens Gesprächsfetzen. Diese jungen Frauen erzählen nichts einfach nur zum Spass. Sondern es geht immer um sehr ernste Angelegenheiten aus ihrem Leben. Sie haben sich mit ihrer besten Freundin verabredet, um ihr etwas wirklich Wichtiges zu erzählen. Oder sagen wir, beim Erzählen wird alles noch viel wichtiger, als es sonst schon ist. Die jungen Frauen lassen sich nicht vom äusseren Anschein täuschen. Äusserlich sieht es ja so aus, als würden sie, gerade weil sie junge Frauen sind, von der Gesellschaft mit offenen Armen empfangen. In den politischen Parteien, in den Geschäftsleitungen der Privatwirtschaft, bei Rundfunk und Fernsehen – überall will man sich mit jungen Frauen in Schlüsselpositionen schmücken. Ja, die jungen Frauen in der Akazienstrasse wissen durchaus, dass das Leben für sie ein Zuckerschlecken ist. Aber genau deshalb wissen sie auch, wie kostbar kleine Probleme sind. Sie wissen: Wenn man keine wirklich grossen Probleme hat, sind kleine Probleme das Salz des Lebens. Etwas, das einem Sinn und Halt gibt und worüber man stundenlang sprechen kann. An kleinen Problemen herrscht dank der Nachfrage auch kein Mangel. Zum Beispiel muss man sich als junge Frau überall gegen irgendeinen Mann durchsetzen. Im Beruf, im Privatleben, in der U-Bahn: Immer ist da irgendein Mann! Unter solchen Umständen fühlt man sich als junge Frau nie wirklich wohl. Man muss immer seine Stellung behaupten, sonst ist der Mann plötzlich wieder oben, wie im 19. Jahrhundert. Das stresst. Aber was weiss ich schon! Das sind alles

nur Vermutungen. Ich sitze nur auf meiner Bank, sehe all die gestressten jungen Frauen an mir vorbeigehen und denke: «Früher hätte sich eine neben mich gesetzt.» Und auch das ist mehr eine Vermutung als eine Tatsache.



FRAUEN Rachel Weisz, englische Rose Julie Burchill

Filmstars sind auch nicht mehr, was sie mal waren: Man vergleiche nur die faden *nepo babys* von heute mit den aus bescheidenen Verhältnissen aufgestiegenen, schillernden Vamps der goldenen Zeit von Hollywood. Es gibt nur wenige Stars, die es selbst zu was gebracht haben, und interessanterweise sind sie alle keine Amerikanerinnen wie die Australierin Margot Robbie und die Britin Rachel Weisz. Letztere hat neulich den wohlerprobten Weg von der grossen Leinwand zu den Streaming-Giganten eingeschlagen und spielt nun die Doppelhauptrolle in der Netflix-Neuverision von David Cronenbergs «Dead Ringers».

Die mittlerweile 52-Jährige strebte von jüngsten Jahren an danach, ein Star zu werden – und noch viel mehr nach einer ernsthaften Karriere. Mit vierzehn gewann sie einen Modelwettbewerb, worauf man ihr die Rolle der Bathseba im Richard-Gere-Flop «King David» anbot. Darauf verzichtete sie klugerweise, um ihre teure Ausbildung abzuschliessen. Mit fünfzehn war sie allerdings so aufmüppig, dass sie von zwei Privatschulen verwiesen wurde. Sie studierte Englisch in Cambridge; nachdem sie an verschiedenen Theatern vergeblich vorgesprochen hatte, gründete sie eben ihre eigene Theatertruppe.

Doch immer schon war klar, dass sie Erfolg haben würde: Nach ihrem Universitätsabschluss bin ich ihr öfter mal begegnet, und sie

war mit Abstand Londons schönste junge Frau. Mit 23 spielte sie die weibliche Hauptrolle in Noël Cowards «Design for Living», wenig später schaffte sie den Durchbruch in Hollywood mit «The Mummy». Seither hat sie kommerzielle und Arthouse-Filme klug gegeneinander aufgewogen und mit «Dead Ringers» nun die beiden Genres zu verbinden vermocht.

Nach ihrer überraschenden Heirat mit Daniel Craig – den sie kennengelernt hatte, als sie beide noch unbekannt waren – beantragten sie sofort die amerikanische Staatsbürgerschaft. Bei ihrer Hochzeit waren nur vier Gäste zugegen, und die zwei verhalten sich so unauffällig, dass es an Unsichtbarkeit grenzt. Als sie allerdings gemeinsam in Harold Pinters «Betrayal» am Broadway auftraten, brachte das 17,5 Millionen Dollar ein, so viel wie kaum eine andere Nicht-Musical-Inszenierung in jenem Jahr.

Ihre Unauffälligkeit fällt auf im Vergleich zu den nach Aufmerksamkeit lechzenden Promis unserer Zeit. Vielleicht rührt sie daher, dass beide etwas anderes darstellen, als sie sind: Daniel Craig, Sohn eines Pub-Besitzers, wurde berühmt als Inbegriff eines vornehmen Spions. Rachel Weisz, die als *English rose* gefeiert wird, stammt von Juden ab, die als Kinder aus Ungarn und Österreich nach England flüchteten, um den Nazis zu entgehen. Rachel Weisz ist Versteckspiele gewohnt: Hinter ihrer grossen Schönheit verbirgt sich ein scharfer Intellekt, ihrer Emigrantenherkunft zum Trotz spricht sie wie eine urenglische Gräfin – man weiss nie, was sie als Nächstes tun wird, doch eines ist klar: Sie wird exzellent sein.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

